

Jeffery Deaver

Letzter Tanz

Roman

Deutsch von
Thomas Müller und Carmen Jakobs

GOLDMANN

Buch

Das unschlagbare Team Lincoln Rhyme und Amelia Sachs hat es diesmal mit einem würdigen Gegner zu tun. Der »Totentänzer«, ein erfahrener Auftragskiller, ist an Gerissenheit und Schnelligkeit kaum zu überbieten. Er ändert sein Erscheinungsbild schneller, als er seine Opfer zur Strecke bringt, und nur eines lebte noch lange genug, um der Polizei wenigstens einen Hinweis zu geben. Der Mörder trägt ein Tattoo: der Sensemann im Tanz mit einer schönen Frau auf dem Sarg. Rhyme ist überzeugt davon, den Killer zu kennen, und die Erinnerung läßt bittere Rachegefühle in ihm aufsteigen. Bei einem Attentat des »Totentänzers« kam Rhymes Freundin Claire ums Leben. Als der Mörder erneut zuschlägt und ein Opfer, wie durch ein Wunder verschont bleibt, wissen Rhyme und Sachs, daß sie handeln müssen. Sie haben genau 48 Stunden Zeit, dem »Totentänzer« eine Falle zu stellen...

Autor

Jeffery Deaver gilt als einer der weltweit besten Autoren intelligenter psychologischer Thriller. Seit seinem ersten großen Erfolg als Schriftsteller hat er sich aus seinem Beruf als Rechtsanwalt zurückgezogen und lebt nun abwechselnd in Virginia und Kalifornien. Seine Bücher wurden in 12 Sprachen übersetzt und haben ihm bereits zahlreiche renommierte Auszeichnungen eingetragen. Sein Roman »Die Assistentin«, der erste Fall des Teams Lincoln Rhyme und Amelia Sachs, wurde mit Denzel Washington in der Hauptrolle höchst erfolgreich verfilmt.

*Von Jeffery Deaver sind außerdem als Goldmann Taschenbuch
lieferbar*

- Lautloses Duell. Roman (45145)
- Schule des Schweigens. Roman (43458)
- Die Saat des Bösen. Roman (43715)
- Die Tränen des Teufels. Roman (45036)
- Die Assistentin. Roman (41644)
- Der Knochenjäger. Roman zum Film (43459)

Die Originalausgabe erschien 1998
unter dem Titel »The Coffin Dancer«
bei Simon & Schuster, New York

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

Taschenbuchausgabe Juli 2002
Copyright © 1998 der Originalausgabe by Jeffery Deaver
Copyright © 2000 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: Zefa/Leonard
Druck: Elsnerdruck, Berlin
Verlagsnummer: 44571
KvD · Herstellung: Sebastian Strohmaier
Made in Germany
ISBN 3-442-44571-X
www.goldmann-verlag.de

1 3 5 7 9 10 8 6 4 2

ERSTER TEIL

Zu viele Möglichkeiten zu sterben

Kein Falke wird zum Haustier. Da gibt es keine Gefühlsduselei.
In gewisser Weise ist im Umgang mit ihnen die Kunst eines
Psychiaters gefragt.

Man mißt seinen eigenen Verstand an dem eines anderen,
mit tödlicher Logik und Interesse.

The Goshawk, T. H. White

1

Als Edward Carney sich von seiner Frau Percey verabschiedete, dachte er keinen Augenblick daran, daß es das letzte Mal sein könnte.

Er stieg in sein Auto, das auf einem der begehrten Parkplätze an der East Eighty-First Street in Manhattan stand, und fädelt sich in den Verkehr ein. Carney, von Natur aus ein aufmerksamer Beobachter, bemerkte einen schwarzen Lieferwagen, der in der Nähe ihres Stadthauses parkte. Er musterte das heruntergekommene Fahrzeug genauer: Die verspiegelten Scheiben waren schlammverspritzt, das Nummernschild war in West Virginia ausgestellt. Ihm fiel ein, daß er denselben Wagen in den vergangenen Tagen bereits mehrfach in der Straße gesehen hatte. Doch in diesem Augenblick setzte sich die Autoschlange vor ihm in Bewegung. Er schaffte es gerade noch, bei Gelb über die Kreuzung zu kommen, und hatte den Lieferwagen bald völlig vergessen. Kurz darauf erreichte er den FDR Drive und fuhr Richtung Norden.

Zwanzig Minuten später jonglierte er mühsam mit einer Hand sein Autotelefon und wählte die Nummer seiner Frau. Er war beunruhigt, als sie nicht ranging. Eigentlich hätte Percey mit ihm fliegen sollen – noch am Abend zuvor hatten sie eine Münze geworfen, um auszulosen, wer von beiden den linken Sitz, den Pilotensitz, übernehmen sollte. Sie hatte gewonnen und ihn mit ihrem typischen Siegergrinsen bedacht. Aber dann war sie gegen 3.00 Uhr mit einer unerträglichen Migräne aufgewacht, die den ganzen Tag über anhält.

Schließlich hatten sie nach ein paar Anrufen einen Ersatz-Copiloten aufgetrieben, und Percey hatte eine Tablette Fiorinal genommen und war ins Bett gegangen.

Ein Migräneanfall war so ziemlich das einzige, was sie vom Fliegen abhalten konnte.

Edward Carney war hoch aufgeschossen, fünfundvierzig Jahre alt und trug noch immer den Kurzhaarschnitt aus seiner Militärzeit. Während er dem Klingeln des Telefons lauschte, richtete er sich kerzengerade auf. Ihr Anrufbeantworter schaltete sich ein, und er legte das Telefon leicht beunruhigt in die Schale zurück.

Er hielt den Wagen vorschriftsmäßig bei exakt neunzig Stundenkilometern genau in der Mitte der rechten Spur; wie die meisten Piloten war er ein überaus vorsichtiger Autofahrer. Anderen Piloten vertraute er, die meisten Autofahrer hingegen hielt er für unberechenbar.

Im Büro von Hudson Air Charter auf dem Mamaroneck Regionalflughafen in Westchester wartete bereits ein Kuchen auf ihn. Die affektierte und stets leicht aufgedonnerte Sally Anne, die mal wieder wie die gesamte Parfümabteilung von Macy's roch, hatte ihn selbst gebacken, um den neuen Auftrag der Firma zu feiern. Sie trug die häßliche Brosche mit dem Doppeldecker aus Kristall, die sie von ihren Enkeln letztes Jahr zu Weihnachten geschenkt bekommen hatte. Wachsam huschten ihre Augen durch den Raum, um sicher zu gehen, daß auch jeder der etwa ein Dutzend Mitarbeiter ein ordentliches Stück der Kalorienbombe auf seinem Teller hatte. Ed Carney nahm ein paar Bissen Kuchen zu sich und besprach die Einzelheiten des Flugs mit Ron Talbot, dessen imposanter Bauch eine Vorliebe für Kuchen vermuten ließ, obwohl er sich hauptsächlich von Kaffee und Zigaretten ernährte. Talbot hatte eine Doppelfunktion. Er war Finanzmanager und zugleich für die Einsatzplanung verantwortlich und machte sich gerade eine Menge Sorgen: Ob die Ladung rechtzeitig ankommen würde, ob der Benzinverbrauch für den Flug richtig berechnet war und ob sie den Preis für den Auftrag richtig kalkuliert hatten. Carney reichte ihm den Rest seines Kuchens und empfahl ihm, sich zu beruhigen.

Er dachte wieder an Percey, ging in sein Büro und griff zum Hörer.

Noch immer nahm niemand ab.

Aus seiner leichten Beunruhigung wurde echte Sorge. Leute mit Kindern und Leute mit einer eigenen Firma gehen immer ans Telefon, wenn es klingelt. Er knallte den Hörer auf die Gabel, dachte

kurz daran, einen Nachbarn anzurufen und ihn zu bitten, einmal nachzusehen. Aber dann sah er, wie der große, weiße Lastwagen vor dem Hangar vorfuhr. 18.00 Uhr. Es war Zeit aufzubrechen.

Als Talbot Carney gerade ein Dutzend Papiere zur Unterschrift vorlegte, tauchte der junge Tim Randolph auf. Er trug einen dunklen Anzug, ein weißes Hemd und eine schmale, dunkle Krawatte. Tim bezeichnete sich als »Copiloten«, was Carney zu schätzen wußte. »Erste Offiziere« waren Firmenleute, Erfindungen von Fluggesellschaften. Carney respektierte jeden, der den rechten Sitz beherrschte, verachtete aber jegliche Anmaßung.

Lauren, Talbots großgewachsene, brünette Assistentin, trug ihr Glückskleid, dessen blaue Farbe den gleichen Ton hatte wie das Logo der Hudson Airline – die Silhouette eines Falken über einem mit Breiten- und Längengraden markierten Globus. Sie lehnte sich an Carney und flüsterte: »Jetzt ist alles okay, nicht wahr?«

»Es wird schon gutgehen«, versicherte er ihr. Sie umarmten einander kurz. Auch Sally Anne nahm ihn in die Arme und bot ihm noch ein Stück Kuchen für den Flug an. Er lehnte ab. Ed Carney wollte aufbrechen, wollte weg von den Gefühlen, weg von den Feierlichkeiten. Weg vom Boden.

Und kurz darauf war er allem entronnen. Drei Meilen über dem Boden, steuerte er einen Lear 35 A, den besten Privatjet, der je gebaut wurde. Die Maschine war schnittig wie ein Hecht, hatte keinerlei Kennzeichnung oder Insignien – nur ihre N-Registriernummer prangte auf dem blankpolierten Silber.

Sie flogen auf einen phänomenalen Sonnenuntergang zu – eine perfekte orangefarbene Scheibe, die in ein wildes, purpur- und rosafarbenes Wolkenmeer eintauchte und dabei ihre letzten Strahlen gen Himmel schickte.

Nur ein Sonnenaufgang war ähnlich beeindruckend. Und nur ein Sturmgewitter war spektakulärer.

Es waren 1150 Kilometer bis zum O'Hare Flughafen, und sie brauchten für die Strecke weniger als zwei Stunden. Air Traffic Control Center in Chicago bat sie höflich, auf vierzehntausend Fuß runterzugehen und übergab sie dann für das letzte Stück an Chicago Approach Control.

Tim übernahm den Funkkontakt: »Chicago Approach. Lear Vier Neun *Charlie Juliet* im Anflug auf vierzehntausend.«

»Guten Abend, Neun *Charlie Juliet*«, meldete sich ein entspannt wirkender Fluglotse. »Gehen Sie runter, und bleiben Sie dann auf achttausend Fuß. Luftdruck Chicago 30 Punkt eins, eins Inches. Erwarten Sie Radarführung für siebenundzwanzig Links.«

»Roger, Chicago. Neun *Charlie Juliet* von vierzehn auf acht.«

O'Hare ist der geschäftigste Flughafen der Welt, und Air Traffic Control dirigierte sie in eine Warteschleife über einem westlichen Vorort, wo sie bis zur Landeerlaubnis kreisten.

Zehn Minuten später forderte sie die funkverzerrte, aber angenehme Stimme auf: »Neun *Charlie Juliet*, gehen Sie Steuerkurs Null Neun Null im Gegenanflug für Landebahn auf 27 L.«

»Null Neun Null, Neun *Charlie Juliet*«, bestätigte Tim.

Carney blickte nach oben zu den Sternen im glitzernden Nachthimmel und dachte: Sieh mal, Percey, alle Sterne der Nacht ...

Und plötzlich überkam ihn ein ganz und gar unprofessioneller Wunsch, vielleicht der erste in seiner gesamten Laufbahn. Seine Sorge um Percey schoß wie eine Fieberkurve in die Höhe. Er mußte unbedingt mit ihr reden.

»Übernimm du die Maschine«, rief er Tim zu.

»Roger«, bestätigte der junge Mann und griff, ohne zu zögern, nach dem Steuerknüppel.

Air Traffic Control meldete sich wieder krächzend: »Neun *Charlie Juliet*, gehen Sie auf viertausend runter. Bleiben Sie auf Kurs!«

»Roger, Chicago«, antwortete Tim. »Neun *Charlie Juliet* von acht auf vier.«

Carney wechselte die Frequenz seines Funkgeräts, um ein Unicom-Gespräch zu führen. Tim blickte fragend zu ihm herüber. »Ich rufe nur kurz in der Firma an«, erklärte Carney. Als er Talbot an die Leitung bekam, bat er ihn, das Gespräch zu Percey durchzustellen.

Während er wartete, ging er mit Tim die Litanei der Landevorbereitungen durch.

»Landeklappen ... zwanzig Grad.«

»Zwanzig, zwanzig, grün«, antwortete Carney.

»Geschwindigkeits-Check.«

»Einhundertachtzig Knoten.«

Während Tim ins Mikrofon sprach – »Chicago, Neun *Charlie Juliet*, durch fünf auf vier« –, hörte Carney, wie das Telefon in seinem Haus in Manhattan tausend Kilometer entfernt zu läuten begann.

Mach schon, Percey, nimm ab! Wo bist du?

Bitte...

ATC meldete sich: »Neun *Charlie Juliet*, mit der Geschwindigkeit auf hundert acht null runtergehen. Übergebe jetzt an den Tower. Schönen Abend.«

»Roger, Chicago. Hundert acht null Knoten. Schönen Abend.«

Es klingelte zum dritten Mal.

Wo zum Teufel war sie nur? Was war los?

Der Knoten in seinem Magen wurde härter.

Die Turbotriebwerke gaben ein pfeifendes, bohrendes Geräusch von sich. Die Hydraulik ächzte. In Carneys Kopfhörer fiepte die Statik.

Tim gab durch: »Landeklappen dreißig Grad. Fahrwerk raus.«

»Landeklappen, dreißig, dreißig, grün. Fahrwerk raus. Drei grün.«

Dann, endlich – in seinem Kopfhörer ein hartes Klicken.

Die Stimme seiner Frau: »Hallo?«

Vor Erleichterung lachte er laut auf.

Carney setzte gerade zum Sprechen an, als ein gewaltiger Ruck durch die Maschine ging. Die Wucht der Explosion war so stark, daß sie ihm im Bruchteil einer Sekunde die sperrigen Hörer vom Kopf riß und die beiden Männer nach vorne ins Instrumentenfeld schleuderte. Um sie herum schwirrten Metallsplitter, stoben Funken.

Instinktiv griff Carney mit seiner linken Hand nach dem halb abgerissenen Steuerknüppel – eine rechte Hand besaß er nicht mehr. Er drehte sich zu Tim hinüber, gerade als dessen blutüberströmter, marionettenhaft wirkender Körper durch eines der klaffenden Löcher im Rumpf verschwand.

»O mein Gott. Nein, nein...«

Dann löste sich das gesamte Cockpit von dem zerberstenden Flugzeugrumpf und schoß in einer Spirale der Erde entgegen. In

einen Feuerball aus brennendem Benzin eingehüllt, setzten Rumpf, Flügel und Triebwerke ihren Flug alleine fort.

»Oh, Percey«, stöhnte er. »Percey...« Aber es gab schon längst kein Mikrofon mehr, das seine Worte hätte auffangen können.

2

Groß wie ein Asteroid, gelblich wie Knochen.

Die Sandkörner leuchteten auf dem Computerschirm. Der Mann saß vornübergebeugt, den Nacken verkrampft, die Augen vor Konzentration zusammengekniffen.

In der Ferne war Donner zu hören. Der Morgenhimmel leuchtete gelb und grün, und jede Minute konnte ein Sturm losbrechen. Es war der verregnetste Frühling seit Menschengedenken.

Sandkörner...

»Vergrößern«, befahl er, und sofort wurde das Bild auf dem Computerschirm doppelt so groß.

Seltsam, dachte er.

»Cursor nach unten... Stop!«

Er beugte sich wieder angestrengt nach vorn und studierte aufmerksam den Bildschirm.

Sand ist die Freude eines jeden Kriminalisten, dachte Lincoln Rhyme: ein paar Körnchen nur, manchmal vermengt mit anderem Material; mit einem Durchmesser von 0,05 bis zu 2 Millimetern (alles, was größer ist, ist Kies, alles, was kleiner ist, Treibsand). Sand haftet an den Kleidern eines Täters wie klebrige Farbe und fällt praktischerweise an Tatorten und in Verstecken zu Boden – und stellt so eine Verbindung zwischen Mörder und Mordopfer her. Sand kann auch eine Menge darüber verraten, wo ein Verdächtiger sich aufgehalten hat. Trüber, dunkler Sand bedeutet, er war in der Wüste. Klarer Sand heißt Strand. Hornblende weist auf Kanada hin, Obsidian auf Hawaii. Quarz und Magma bedeuten Neu-England. Glattes, graues Magnetit kommt vor allem an den westlichen Großen Seen vor.

Aber Rhyme hatte nicht die geringste Ahnung, woher dieser besondere Sand stammen könnte. Der meiste Sand im Gebiet von New York besteht aus Quarz und Feldspat; er ist felsig am Long Island Sund, staubig am Atlantik, schlammig am Hudson. Dieser hier aber war glitzernd weiß und gezackt, vermengt mit kleinen, rötlichen Kügelchen. Und was waren das für Ringe? Weiße, steinerne Ringe, die aussahen wie mikroskopisch kleine Calamari. So etwas hatte er noch nie gesehen.

Dieses Rätsel hatte Rhyme bis vier Uhr morgens wach gehalten. Soeben hatte er eine Probe des Sandes an einen Kollegen im Washingtoner FBI-Labor geschickt, und er hatte es mit größtem Widerwillen getan. Lincoln Rhyme haßte es, wenn jemand anderes seine Fragen beantwortete.

Vor dem Fenster neben seinem Bett bewegte sich etwas. Er sah hinüber. Seine Nachbarn – zwei gedrungene Wanderfalken – waren wach und bereit, auf die Jagd zu gehen. Tauben, aufgepaßt, dachte Rhyme. Plötzlich neigte er den Kopf und murmelte leise: »Verdammt.« Der Fluch galt nicht seiner Frustration darüber, daß er das unkooperative Beweismittel nicht identifizieren konnte, sondern der bevorstehenden Unterbrechung.

Eilige Schritte waren auf der Treppe zu hören. Thom hatte Besucher hineingelassen, und Rhyme wollte jetzt niemand sehen. Er blickte voll Ärger zum Flur. »O Gott, nicht jetzt.«

Aber das hörten sie natürlich nicht, und selbst wenn, so hätten sie keine Sekunde gezögert.

Sie waren zu zweit.

Einer war schwer, der andere nicht.

Ein flüchtiges Klopfen an der offenen Tür, und schon waren sie eingetreten.

»Lincoln.«

Rhyme brummte nur.

Lon Sellitto war Detective im New York Police Department NYPD und für die schweren Schritte verantwortlich. An seiner Seite trottete sein schlanker, jüngerer Partner herein. Jerry Banks hatte sich mit einem grauen Anzug aus feinstem schottischem Tuch herausgeputzt. Seine wilde Tolle war dick mit Festiger eingesprays

– Rhyme konnte Propan, Isobutan und Vinylacetat riechen –, trotzdem stand der liebenswürdige Wirbel wie bei der Comicfigur Dagwood hartnäckig hervor.

Der rundliche Mann schaute sich in dem sechs mal sechs Meter großen Schlafzimmer um. An den Wänden hingen keinerlei Bilder. »Was hat sich verändert, Linc? Ich meine, hier in deinem Zimmer?«

»Nichts.«

»Oh, hey, ich hab's – es ist aufgeräumt und sauber«, platzte Banks heraus, unterbrach sich dann abrupt, als er seinen Fauxpas bemerkte.

»Klar ist es sauber«, stimmte Thom zu, der in seiner akkurat gebügelten braunen Hose, dem weißen Hemd und der geblühten Krawatte mal wieder wie aus dem Ei gepellt aussah. Obwohl Rhyme sie selbst über einen Katalogversand für Thom gekauft hatte, fand er sie übertrieben bunt. Thom war bereits seit Jahren Rhymes Adlatus – und obwohl er in dieser Zeit zweimal von Rhyme gefeuert worden und einmal selbst gegangen war, hatte der Ermittler den unerschütterlichen Krankenpfleger und Assistenten jedesmal wieder eingestellt. Thom wußte über Querschnittslähmungen soviel wie ein Arzt, und er hatte von Rhyme genügend über Gerichtsmedizin gelernt, um selbst als Kriminalist arbeiten zu können. Aber er war zufrieden, das zu sein, was die Versicherung schlicht als ›Pfleger‹ bezeichnete. Allerdings lehnten sowohl Rhyme als auch Thom diese Bezeichnung ab. Rhyme nannte ihn abwechselnd »meine Glücke« oder »meine Nemesis«, zu Thoms grenzenloser Belustigung. Jetzt schob er sich an den Besuchern vorbei. »Er war dagegen, aber ich habe die Mädels von Molly Maids engagiert und sie das ganze Haus mal richtig von oben bis unten schrubbten lassen. Im Grunde genommen hätte alles ausgeräuchert werden müssen. Danach hat er einen ganzen Tag nicht mit mir gesprochen.«

»Es brauchte nicht geputzt zu werden. Jetzt kann ich einfach nichts mehr finden.«

»Andererseits braucht er auch gar nichts zu finden, nicht wahr?« erwiderte Thom. »Dafür bin ich ja schließlich da.«

Rhyme war nicht in der Stimmung für weitere Scherze. »Nun, was gibt es?« fragte er und wandte sein gutausschendes Gesicht Sellitto zu.

»Hab einen Fall. Dachte mir, daß du vielleicht helfen willst.«

»Ich bin beschäftigt.«

»Was ist das hier?« fragte Banks und deutete auf einen neuen Computer, der neben Rhymes Bett stand.

»Oh, das«, verkündete Thom mit geradezu empörender Fröhlichkeit. »Er ist jetzt auf dem neuesten Stand. Zeig es ihnen, Lincoln. Führ es vor.«

»Ich will nichts vorführen.«

Noch mehr Donner, aber kein Tropfen Regen. Wie so oft foppte die Natur heute nur.

Thom blieb hartnäckig. »Nun zeig ihnen schon, wie es funktioniert.«

»Ich will nicht!«

»Es ist ihm peinlich.«

»Thom«, murrte Rhyme.

Aber der junge Gehilfe war gegen Drohungen immun. Er zupfte an seiner scheußlichen – oder modernen – Seidenkrawatte. »Ich weiß wirklich nicht, warum er sich jetzt so anstellt. Gestern schien er noch richtig stolz auf das Ganze zu sein.«

»War ich nicht.«

Thom ließ sich nicht beirren. »Diese Box dort« – er zeigte auf einen beigen Apparat –, »die führt in den Computer.«

»Wow, ist das etwa das allerneueste Modell?« rief Banks und betrachtete den Computer voller Ehrfurcht. Um Rhymes finsterem Blick zu entkommen, stürzte sich Thom auf die Frage wie ein Storch auf einen Frosch.

»Yup, nicht schlecht, was?« strahlte er.

Aber Lincoln Rhyme war jetzt nicht an Computern interessiert. Im Augenblick interessierten ihn einzig und allein die mikroskopisch kleinen Calamari-Gebilde und der Sand, in dem sie eingelagert waren.

Thom ließ sich nicht aufhalten: »Das Mikrofon ist mit dem Computer verbunden. Was auch immer er sagt, der Computer er-

kennt es. Das Ding hat ziemlich lang gebraucht, bis es seine Stimme gelernt hat. Er nuschelt nämlich.«

In Wahrheit war Rhyme ziemlich zufrieden mit dem System – ein blitzschneller Computer mit Stimmerkennungssoftware, dazu eine speziell angefertigte Box, mit der er seine Umgebung steuern konnte. Allein durch seine Stimme konnte er damit die Heizung höher oder niedriger stellen, die Lichter ein- oder ausschalten, die Stereoanlage und den Fernseher bedienen, Telefonnummern wählen und Faxe verschicken. Am Computer dirigierte er den Cursor einfach nur, indem er sprach, so wie andere es mit Maus und Tastatur taten. Er konnte selbst Briefe und Berichte diktieren.

»Er kann sogar komponieren«, erklärte Thom den Besuchern voller Stolz. »Er sagt dem Computer einfach, welche Noten er in das Programm schreiben soll.«

»Nun, das ist wirklich sinnvoll«, bemerkte Rhyme säuerlich. »Musik.«

Rhyme war vom vierten Halswirbel abwärts gelähmt. Er konnte also ohne Probleme nicken. Er konnte auch mit den Schultern zucken, allerdings nicht so schroff, wie er es manchmal gerne gewollt hätte. Ein weiterer Zirkustrick von ihm war es, den linken Ringfinger ein paar Millimeter hin und her zu bewegen. Das war seit ein paar Jahren sein gesamtes Repertoire an körperlichen Möglichkeiten. Eine Sonate für Violine zu komponieren stand erst einmal nicht auf seiner Liste.

»Er kann auch Spiele spielen«, setzte Thom seinen Lobgesang auf das neue Gerät fort.

»Ich hasse Spiele. Das interessiert mich nicht.«

Sellitto, der Rhyme an ein großes ungemachtes Bett erinnerte, stierte auf den Computer, schien aber nicht sonderlich beeindruckt zu sein. »Lincoln«, begann er ernst. »Da ist so'n Fall für die Sondereinheit. Das heißt wir und die Jungs vom FBI. Sind da letzte Nacht auf ein Problem gestoßen.«

»Ein echtes Problem«, erlaubte sich Banks hinzuzufügen.

»Wir dachten... nun, ich dachte, du könntest uns vielleicht dabei helfen.«

Denen helfen?

»Ich arbeite gerade an etwas«, sagte Rhyme abwehrend. »Für Perkins, um es genau zu sagen.« Thomas Perkins war der Einsatzleiter des FBI-Büros in Manhattan. »Einer von Fred Dellrays Agenten wird vermißt.«

Sonderagent Fred Dellray war ein langjähriger Mitarbeiter des FBI und steuerte die meisten Undercover-Agenten im Bereich Manhattan. Dellray selbst war zu seiner Zeit einer der besten Undercover-Agenten des FBI gewesen. Er hatte für seine Erfolge bei der Infiltrierung – vom Hauptquartier der Drogenbosse in Harlem bis zu militanten Schwarzen-Organisationen – vom Direktor persönlich zahlreiche Belobigungen erhalten. Einer von Dellrays Agenten war nun seit ein paar Tagen verschwunden.

»Perkins hat uns davon erzählt«, sagte Banks. »Ziemlich abgedrehte Geschichte.«

Rhyme verdrehte die Augen, weil er Banks' Ausdrucksweise unpassend fand. Allerdings mußte er zugeben, daß die Geschichte wirklich seltsam war. Der Agent war gegen 21.00 Uhr aus seinem Wagen verschwunden, den er gegenüber vom FBI-Büro im Herzen Manhattans geparkt hatte. Die Straßen waren zu diesem Zeitpunkt nicht gerade überfüllt, aber auch nicht völlig verlassen. Der Wagen, ein Crown Victoria des Büros, blieb mit laufendem Motor und offenen Türen zurück. Es gab kein Blut, keine Pulverreste einer Waffe, keine Kratzer, die auf einen Kampf hingedeutet hätten. Keine Zeugen – zumindest keine Zeugen, die bereit gewesen wären auszusagen.

Wirklich ziemlich abgedreht.

Perkins hatte eine ausgezeichnete Spurensicherungseinheit zu seiner Verfügung, einschließlich des FBI-eigenen Physical Evidence Response Teams PERT.

Aber es war Rhyme, der PERT aufgebaut hatte, und es war Rhyme, den Dellray angefordert hatte, um die Untersuchung des Tatorts auszuwerten. Die Beamtin der Spurensicherung, die mit Rhyme zusammenarbeitete, hatte Stunden mit Panellias Wagen verbracht und nicht einen einzigen verwertbaren Fingerabdruck entdeckt. Alles, was sie zurückbrachte, waren zehn Beutel mit wertlosen Spurenrückständen und – der einzige vielleicht nütz-

liche Hinweis – einige Dutzend Körnchen von diesem seltsamen Sand.

Jene Körnchen, die jetzt so riesig und rund wie Himmelskörper auf seinem Computerschirm leuchteten.

Sellitto unterbrach seinen Gedankengang: »Lincoln, wenn du uns hilfst, wird Perkins jemand anderes auf den Panelli-Fall ansetzen. Und ich bin mir ziemlich sicher, daß dich diese Geschichte interessieren wird.«

Wieder diese besondere Betonung. Was hatte das alles zu bedeuten?

Rhyme und Sellitto hatten vor einigen Jahren bei mehreren großen Mordfällen zusammengearbeitet. Schwierige Fälle – Fälle von hohem öffentlichem Interesse. Er kannte Sellitto besser als die meisten anderen Polizisten. Rhyme wußte aber von sich, daß er Menschen nur schwer durchschauen konnte. Seine Ex-Frau Blaine hatte ihm in ihren hitzigen Debatten immer wieder vorgeworfen, daß Rhyme eine Patronenhülse in einem Kilometer Entfernung entdecken konnte, aber einen Menschen übersah, der direkt vor seiner Nase stand. Jetzt aber merkte er deutlich, daß Sellitto mit etwas hinter dem Berg hielt.

»Okay, Lon. Was ist los? Sag es mir.«

Sellitto gab Banks ein Zeichen.

»Phillip Hansen«, sagte der junge Polizist mit bedeutungsschwerer Stimme und hob dabei seine kümmerliche Augenbraue.

Rhyme kannte den Namen aus der Zeitung. Hansen war ein erfolgreicher Geschäftsmann aus Tampa in Florida. Ihm gehörte in Armonk im Bundesstaat New York eine Großhandelsfirma. Die Firma war außergewöhnlich erfolgreich, und so war er zum Multimillionär geworden. Hansen hatte als Unternehmer ein sehr gutes Leben. Er brauchte nie nach Kunden Ausschau zu halten, brauchte für seine Firma nicht zu werben und hatte keine Probleme mit ausstehenden Rechnungen. Der einzige Haken an der Sache war, daß die Bundesregierung und der Staat New York viel Mühe darauf verwandten, PH Distributors Inc. dichtzumachen und den Firmenchef ins Gefängnis zu werfen. Das hing damit zusammen, daß Hansens Unternehmen nicht, wie er behauptete, gebrauchte Ar-

meeausrüstung verkaufte, sondern Waffen – die meisten davon aus Armeebeständen gestohlen oder aus dem Ausland eingeschmuggelt. Anfang des Jahres waren zwei Soldaten getötet worden, als ihr Lastwagen, der mit einer Ladung Kleinfeuerwaffen nach New Jersey unterwegs war, in der Nähe der George Washington Brücke überfallen und entführt worden war. Dahinter steckte Hansen – eine Tatsache, die der New Yorker Oberstaatsanwalt und die US-Staatsanwaltschaft nur zu gut kannten, aber nicht beweisen konnten.

»Perkins und wir zimmern gerade einen Fall zusammen«, berichtete Sellitto. »Arbeiten mit der Kriminalabteilung der Army zusammen. Aber es ist eine Scheißarbeit.«

»Und es gibt niemanden, der ihn verpfeift«, ärgerte sich Banks. »Weit und breit niemanden.«

Rhyme vermutete, daß es wirklich niemand wagen würde, jemanden wie Hansen zu verraten. Der junge Detective fuhr fort: »Aber letzte Woche hatten wir endlich einen Durchbruch. Sie müssen wissen, Hansen hat einen Flugschein. Seine Firma besitzt Lagerhallen auf dem Mamaroneck Airport – das ist in der Nähe von White Plains. Ein Richter hat uns die Papiere ausgestellt, um sie mal unter die Lupe zu nehmen. Natürlich haben wir nichts gefunden. Aber dann, letzte Woche an einem Abend so gegen Mitternacht: Der Flughafen ist geschlossen, aber ein paar Leute arbeiten noch. Sie sehen einen Mann, auf den Hansens Beschreibung paßt, wie er zu seinem Flugzeug fährt, ein paar große Sporttaschen reinwirft und losfliegt. Ohne Starterlaubnis, ohne Flugplan. Fliegt einfach los. Vierzig Minuten später kommt er zurück, landet, steigt in seinen Wagen und rast davon – ohne Sporttaschen. Die Zeugen geben die Registrierungsnummer an das Bundesluftfahrtamt FAA weiter. Und siehe da, es stellt sich heraus, daß es Hansens privater Jet ist, nicht der seiner Firma.«

Rhyme schlußfolgerte: »Also wußte er, daß ihr ihm auf die Pelle rückt, und deshalb wollte er etwas loswerden, das ihn mit den Morden in Verbindung bringt.« Er verstand allmählich, warum sie ihn dabei haben wollten. Ein leichtes Interesse flackerte auf. »Konnte die Air Traffic Control seine Flugroute verfolgen?«

»La Guardia hatte ihn eine Zeitlang. Er flog geradewegs über den Long Island Sund. Dann ging er für zehn Minuten unter den Radarbereich runter.«

»Und ihr habt berechnet, wie weit über den Sund er kommen konnte. Sind Taucher draußen?«

»Klar. Und noch etwas. Wir wußten, daß Hansen ausflippen würde, sobald er erfährt, daß wir drei Zeugen haben. Deshalb haben wir dafür gesorgt, daß er bis Montag in ein Bundesgefängnis gesperrt wird.«

Rhyme lachte amüsiert. »Und ihr habt tatsächlich einen Richter soweit bekommen, einen hinreichenden Verdacht zu sehen?«

»Hm, mit dem Hinweis auf Fluchtgefahr«, grinste Sellitto. »Außerdem haben wir noch ein paar weitere Vergehen dazugeworfen, wie Verletzung der Luftfahrtregeln und fahrlässige Gefährdung. Kein Flugplan und Flug unterhalb der FAA-Mindesthöhe.«

»Was sagt denn unser Mister Hansen dazu?«

»Er beherrscht die Spielregeln perfekt. Kein Wort bei der Festnahme, kein Wort zum Staatsanwalt. Sein Anwalt bestreitet alles und bereitet eine Klage wegen widerrechtlicher Festnahme vor, bla, bla, bla ... Wenn wir also die verdammten Taschen finden, dann gehen wir am Montag vor die Grand Jury und schwupp, weg ist er.«

»Vorausgesetzt«, warf Rhyme ein, »daß in den Taschen tatsächlich Belastungsmaterial ist.«

»Oh, da wird schon etwas drin sein.«

»Wie kannst du da so sicher sein?«

»Weil Hansen Schiß hat. Er hat jemanden angeheuert, um die Zeugen umzulegen. Einen hat er bereits erwischt. Hat letzte Nacht außerhalb von Chicago sein Flugzeug in die Luft gesprengt.«

Und nun wollen sie mich, um die Sporttaschen zu finden, dachte Rhyme. Faszinierende Gedanken schossen ihm durch den Kopf. War es möglich, die Position des Flugzeugs über dem Wasser aufgrund einer bestimmten Art von Niederschlag oder einer Salzablagerung zu bestimmen? Oder durch ein zerquetschtes Insekt an der Flügelkante? Konnte man den Todeszeitpunkt des Insekts feststellen? Und wie sähe es mit der Salzkonzentration und Verschmutzung des Wassers aus? Wenn eine Maschine so niedrig über dem

Wasser fliegt, müßten die Düsentriebwerke und die Flügel doch eigentlich Algen aufwirbeln und sie gegen den Rumpf oder das Heck drücken?

»Ich brauche ein paar Karten des Sunds«, begann Rhyme. »Baupläne des Flugzeugs...«

»Ähm, Lincoln. Deshalb sind wir nicht hier«, unterbrach Sellitto.

»Nicht wegen der Taschen«, fügte Banks hinzu.

»Nicht? Weswegen denn dann?« Rhyme schüttelte eine besonders irritierende Strähne dunklen Haares aus seinem Gesicht und starrte den jungen Mann stirnrunzelnd an.

Sellitots Augen wanderten erneut zu der beigen Steuerungsbox, aus der sich rote, gelbe und schwarze Kabel über den Fußboden ringelten wie Schlangen, die ein Sonnenbad nahmen.

»Wir möchten, daß du uns hilfst, den Killer zu finden. Den Typen, den Hansen angeheuert hat. Wir müssen ihn stoppen, bevor er die beiden anderen Zeugen kriegt.«

»Und?« fragte Rhyme, der merkte, daß Sellitto immer noch mit etwas hinter dem Berg hielt.

Der Detective richtete seine Augen auf das Fenster und sagte schließlich: »Es sieht ganz danach aus, Lincoln, als ob es der Tänzer wäre.«

»Der Totentänzer?«

Sellitto sah Rhyme ins Gesicht und nickte.

»Bist du sicher?«

»Wir haben gehört, daß er vor ein paar Wochen einen Job in Washington erledigt hat. Hat einen Kongreßmitarbeiter umgelegt, der in Waffengeschäfte verwickelt war. Wir konnten ein paar Telefonate zurückverfolgen, die von einer Telefonzelle vor Hansens Haus mit dem Hotel geführt wurden, in dem der Tänzer wohnte. Er muß es sein, Lincoln.«

Die Sandkörner auf dem Bildschirm, die so groß wie Asteroiden und so sanft gerundet wie die Schultern einer Frau waren, verloren jeden Reiz für Rhyme.

»Nun«, sagte er leise, »da haben wir wirklich ein Problem, nicht wahr?«

Sie erinnerte sich.

Letzte Nacht. Das Läuten des Telefons, das das leise Trommeln des Regens gegen ihr Schlafzimmerfenster übertönt hatte.

Sie hatte es voller Abscheu angeschaut, als sei die Telefongesellschaft für ihre Übelkeit und den bohrenden Schmerz in ihrem Kopf verantwortlich, für das Blitzlichtgewitter hinter ihren Augenlidern.

Schließlich sprang sie auf und griff beim vierten Klingeln nach dem Hörer.

»Hallo?«

Es war nur ein Echo wie aus einer leeren Röhre zu hören – das typische Geräusch bei einem Funkgespräch, das zu einem Telefon durchgeschaltet wird.

Dann eine Stimme. Vielleicht.

Ein Lachen. Vielleicht.

Eine gewaltige Detonation. Ein Klicken. Stille.

Kein Freizeichen. Nur Stille, übertönt von den krachenden Wellen in ihren Ohren.

Hallo? Hallo?...

Sie legte den Hörer auf und ließ sich wieder auf ihre Couch fallen und beobachtete den abendlichen Regen und die Bäume, die im Frühlingssturm hin- und herwoigten. Sie war wieder eingeschlafen. Bis das Telefon eine halbe Stunde später erneut klingelte und ihr die Nachricht übermittelte, daß Lear Neun *Charlie Juliet* beim Landeanflug abgestürzt war und ihren Mann und den jungen Tim Randolph in den Tod gerissen hatte.

Nun, an diesem grauen Morgen, wußte Percy Rachael Clay, daß der mysteriöse Anruf am Vorabend von ihrem Mann gekommen war. Ron Talbot – der den Mut aufgebracht hatte, sie anzurufen und ihr die Nachricht des Absturzes mitzuteilen – hatte ihr erklärt, daß er Eds Anruf genau im selben Augenblick durchgestellt hatte, als der Lear explodierte.

Eds Lachen...

Hallo? Hallo?...



Jeffery Deaver

Letzter Tanz

Roman

Taschenbuch, 448 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-44571-4

Goldmann

Erscheinungstermin: Juli 2002

Ein kaltblütiger Mörder hält Detective Lincoln Rhyme in Atem. Das einzige Erkennungsmerkmal des Killers ist seine Tätowierung - sie zeigt den Tod und ein Mädchen tanzend auf einem Sarg. Rhyme glaubt den Mörder zu kennen, und sollte sich sein Verdacht bestätigen, kennt er nur noch einen Gedanken: Rache - aus ganz persönlichen Gründen...



[Der Titel im Katalog](#)